

Frauen im Sanatorium

Als ich ein Kind war, malte mir meine Mutter mit ihren Fingern Kreise auf die Wangen. Sie waren sanft und unsichtbar. Ich liebte ihre langen Nägel, immer hellrot lackiert, und ihre Hände, die meistens kalt waren. Das letzte Mal, als sie die Kreise machte, ging ich noch zur Schule, vielleicht schon in die achte Klasse, vielleicht auch in die siebte.

Ich dachte jetzt an diesen Tag und fuhr mit meinem Zeigefinger, meinem Mittelfinger über die linke Wange, über die Lippen, dann über die andere Wange; als würde ich mir ein Lächeln aufs Gesicht aufmalen.

Die Vögel standen im graubraunen See des Kurparks und drehten ihre Köpfe; nach links, nach rechts, nach links. Doch da war niemand. Da waren rote Bäume, es war Herbst.

Pepik streckte seinen Hals, und ich erzählte ihm von meiner Mutter. Das machte ich jeden Tag. Seit einer Woche. Seitdem ich die Tabletten nahm, die mir am Morgen, jeden Morgen, die magere und große Krankenschwester mit den korallenroten, runden Lippen brachte. Seitdem war alles wie in Watte und ich redete mit einem Vogel. Er hatte blasse Federn, sie waren beinahe weiß; nicht rosa, wie die Federn der anderen Vögel, die im Kurpark am See mit Pepik lebten; nicht pink, wie die Federn der Flamingos in der zu lauten Werbung für Saturn. Oder war es die Werbung für Sephora? Ich wusste es nicht mehr.

Für was war denn die Werbung?, sagte ich.

Doch der Flamingo schwieg.

Ich nannte ihn nur deshalb Pepik, weil es der Name meines ersten Vogels war: ein Nymphensittich, hell, nicht grau, wie sie oft sind, mit roten Kreisen auf den Wangen. Mein Vater gab ihn Freunden, als wir nach Deutschland ziehen mussten. Mein Vater wollte nicht nach Deutschland ziehen. Ich auch nicht. Doch meine Mutter sagte immer wieder: »Das ist unsere Zukunft.« Das war vor zwanzig Jahren. In Deutschland machte ich dann das, was meine Eltern wollten: Die Schule – gut. Das Studium – noch besser als die Schule. Danach die Arbeit – besessen und am besten. Mein Vater sagte: »Du hast jetzt eine Zukunft.« Da konnte ich ihn aber nicht mehr ausstehen. Da hatte er schon seine eigene Zukunft. Sie hieß Tatjana. Tatjana gab in der Abendschule Unterricht. Mein Vater hatte sie im ersten Deutschkurs kennengelernt, den er mit meiner Mutter machte.

Pepik hatte den Hals verdreht und zupfte jetzt an seinen Federn. Ich richtete meinen Schal, ein heißer Schmerz zog durch die Hand, obwohl die Sache jetzt zwei Wochen her war. Obwohl die blauen Flecken auf meinem Körper nicht mehr blau waren, sie waren gelb.

Pepik, das war mein Vater!, sagte ich.

Der Vogel schwieg noch immer. Ich holte meine Zigaretten aus der Jackentasche, danach das Telefon. Es summte jetzt. Das Wort *Schwimmbad* leuchtete auf dem Display, eine Erinnerung. Ich stand so schnell auf, wie ich konnte – sehr langsam, das lag an den Tabletten – und ging den breiten Kurparkweg herunter. Ich musste mich beeilen, nochmal ins Zimmer und mich umziehen. Ich mochte es, das schmale Bett, den Kleiderschrank, den Schreibtisch. Die Möbel waren mit rosafarbenem Holz furniert, nur nicht die beiden Stühle. Es waren solche, wie sie in Wartezimmern stehen. Die Polster waren grau und ihre Beine aus Metall, sie hatten ein regelmäßiges und schönes Muster aus dunkelroten Flecken, es war Rost. Ich zog meinen Badeanzug an, danach den Bademantel, hörte ein Klopfen an der Tür. Es war gereizt, und es war Elif. Natürlich Elif. Vielleicht hatte sie schon am ersten Tag, vielleicht am zweiten beschlossen, dass wir Freundinnen werden. Sie war so alt wie ich. Und so wie ich konnte sie auch nicht weinen. Sie sagte jeden Tag sechs, sieben Mal den gleichen Satz: »Jeder kommt zurück.« Ich wusste nicht, was Elif meinte. Ich wusste nicht, ob sie den Satz sich selbst, mir oder dem Gebäude sagte, in dem wir wohnen mussten. Das Haus Nr. 5 war riesig, rechteckig und grau von Innen, von Außen war es rot.

»Kommst du?«, schrie Elif.

Ich öffnete die Tür.

»Warst du wieder bei deinen Vögeln?« Sie redete so schnell wie immer, wartete nicht auf eine Antwort, auch das wie immer. »Schau mal, mein neuer Badeanzug! Kam heute!« Sie öffnete ihren Bademantel, senkte ihren Kopf, und ihre Augen zeigten jetzt auf ihre Brüste. »Macht er mich flach?«

Ein tiefer, runder Ausschnitt, rotes Polyamid. Sie sah perfekt aus. Ich sagte: »Nein.«

»Gut, ich wusste es! Los, lass uns Herzen brechen.« Sie lachte laut und tief, wie Katzen schreien, nahm meine Hand und zog mich in den Flur.

Elif war hier, weil ihr Verlobter nicht mehr da war. Bashir war an einem Wintertag verschwunden, an dem Elif endlich ihr Hochzeitskleid gefunden hatte. Es war polarweiß mit einem schmalen Rock und einem Gürtel aus Satin. Elif hatte ein Bild von sich im Kleid als Startbild auf ihrem iPhone. Sie

sprach jeden Tag vom Kleid, aber an keinem Tag von Bashir. Elif konnte so gut erzählen, als ob sie aus einem Buch vorlas. Ihre Geschichten waren erfunden, traurig, schön. Von ihrem Verlobten handelten sie nie. Sie sagte seinen Namen nur einmal in einer Gruppenstunde. Sie sagte nicht, warum er weg war. Ich fragte nicht danach. Ich wollte es nicht wissen. Ich wollte nichts. Nur an den Vormittagen zu meinen Vögeln gehen, weil da kein Mensch im Kurpark war.

Im Klinikschwimmbad roch es nicht nach Schwimmbad. Es roch nach Medizin und nicht nach Chlor. Die Physiotherapeutin, eine freundliche, kleine Frau mit kurzen Locken in Bordeaux gefärbt, begrüßte alle wie Verwandte. Die meisten waren alt. Nur Elif, Thomas, ich waren es nicht. Ich machte die Bewegungen der Therapeutin falsch und langsam nach.

Am nächsten Vormittag saß ich wieder auf meiner Bank vor Pepik.

Wo waren wir?

Pepik starrte auf einen roten Baum.

Wir waren in Deutschland. Die ersten Jahre waren schlecht. Meine Eltern redeten nicht mehr. Sie schrien. Ich wollte wieder nach Samara, in unsere alte kleine Wohnung. Sie hatte keinen Flur gehabt, ein Zimmer und orangefarbene Tapeten. In Deutschland war die neue Wohnung groß, aber am Anfang leer. Es gab kaum Geld und deshalb wenig Möbel. Ich weinte jeden Tag, weil meine Eltern schrien und weil ich in der neuen Schule nichts verstand. Ich war mir sicher, dass auch mein Vater weinte. Denn seine Augen waren immer klein, geschwollen und seine Nasenspitze war oft rot. Ich sah nie, wie er weinte. Ich sah, wie glücklich meine Mutter war. Schon nach ihrem zweiten Deutschkurs hatte sie eine Arbeit, die sie liebte. Sie mochte unser neues Leben. Doch es gefiel ihr nicht, wenn ich zu Hause weinte. Sie wollte es nicht sehen. Mein Vater musste mich dann immer in der Toilette einsperren, ohne Licht. Der Raum war eng und schwarz. Ich hatte Angst und schrie. Die Tür durfte er erst aufmachen, wenn ich leise und ruhig geworden war. Er küsste mich danach auf meine Stirn und seine kleinen Augen waren noch ein wenig kleiner – er wusste, was er tat. Manchmal gab er mir eine Taschenlampe, bevor er die Toilettentür zuschloss. Das waren die guten Tage.

Nach zwei oder drei Jahren hörte ich auf zu weinen, ich hatte es verlernt. Ich musste nicht mehr in den schwarzen Raum. Mein Vater schlief da schon lange auf dem Sofa, nicht mehr im Bett mit meiner Mutter. Zuerst verstand ich nicht, warum. Dann kam Tatjana. Sie kam jeden Tag. Sie hatte lange Beine, lange Arme, lange Haare, sie gingen ihr bis zur Taille. Ich hasste sie und fand sie schön. An meiner Mutter war alles kürzer, aber ich fand sie schöner. Sie hatte auch einen Freund. Er

war nicht wie Tatjana, er war deutsch und er hieß Arno. Abends, als ich im Bett lag, malte sie mir die unsichtbaren Kreise auf die Wangen und ich liebte es. Sie sagte, dass Menschen sich verlieben müssten. Dass ich nicht traurig sein sollte darüber, dass sie meinen Vater nicht mehr liebte. Ich war nicht traurig. Ich hatte neue Freunde, hatte gute Noten. Ich mochte alles, wie es war.

Doch dann kam der Prozess. Er dauerte zwei Jahre. Es ging um das Diplom und um den Dokortitel meiner Mutter. Sie waren aus Samara, in Deutschland waren sie nichts wert, hatte der Mann gesagt, der ihr Kollege war und eine schlechtere Anstellung hatte, obwohl er länger in der Firma war als sie. Deshalb hatte er meine Mutter angezeigt. Jeden Monat war meine Mutter im Gericht und jedes Mal kam sie noch trauriger nach Hause, als sie es vorher schon gewesen war. Jetzt weinte *sie*. Am Ende hatte sie gewonnen: Sie durfte sich in Deutschland Doktor nennen. Aber da war es schon zu spät, da war die Arbeit weg und Arno auch. Da war sie krank geworden.

Mein Vater mochte ihre Krankheit nicht und zog zu Tatjana. Er wollte, dass ich mitkam. Ich wollte nicht, ich liebte meine Mutter. Jeden Morgen kochte ich Kaffee und achtete darauf, dass sie ihre Tabletten nahm, dann ging ich in die Schule und danach nicht mehr zu meinen Freunden, so wie früher, sondern sofort nach Hause und machte Mittagessen, Abendessen, räumte auf. Meine Mutter lebte nur noch in ihrem Bett.

Pepik schlief jetzt und ich ging.

In der Kantine gab es wie jeden Abend Brot, Salat und Käse, der dunkelgelbe Ränder hatte. Ich aß ein Brot mit Butter und ging nach draußen zu den Rauchern. Irgendwann kam auch Maria. Sie sah wie meine Mutter aus: klein, sehr geschminkt und immer traurig. Sie hatte eine ähnliche Geschichte: Umzug nach Deutschland, Probleme mit der Sprache, keine Arbeit, Klinik.

»Mach deine Jacke zu!«, sagte Maria.

»Mir ist nicht kalt.«

»Und morgen bist du krank.«

»Wir sind schon krank.«

Maria zog jetzt ihre Lippen hoch und lachte, als ob sie sich verschluckte.

Ich schwieg.

»Du hast dein Leben noch vor dir. Als ich so jung war ...«

»Bis morgen!«, sagte ich.

Maria zündete sich eine zweite Zigarette an.

Im Zimmer legte ich mich in das enge Bett und schaute auf mein Handy. Meine Mutter schrieb mir schon seit zwei Wochen nicht mehr, seit der Sache. Aber mein Vater schrieb: »Was gab's zum Mittagessen?« Das schrieb er jeden Tag. Ich antwortete ihm nicht.

Ich öffnete im Telefon das Album mit den Fotos. Die Frau, die ich da sah, war einmal ich gewesen. Sie schaute glücklich und verlogen. Das war mein schönes, falsches Leben früher: in einer Bar mit Freunden. Alleine, lächelnd und im Bett mit Augenpads. Im Spiegel in zu hohen, teuren Balenciagas. Vor einem bunten Blumenstrauß und einem Kuchen bei der Arbeit. Mit einem Mann auf einem Sofa, nackt und zärtlich. Am Meer mit Bier und im Bikini. Das, was einmal normal gewesen war, kam mir in diesem roten, grauen Gebäude fremd vor. Ich dachte daran, dass Menschen jetzt mit ihren Freunden essen gingen, Sex hatten, Arbeit hatten, sich Kinokarten kauften: lebten. Ich wusste nicht, ob ich jemals wieder wie sie sein könnte und wie die Frau in meinem Telefon. Ich schaute nochmal in die alten Nachrichten, die letzten meiner Mutter. Immer und immer wieder hatte sie geschrieben: »Ich will nicht mehr.« Oder: »Ich kann nicht mehr«. Dann schlief ich ein. Das waren die Tabletten.

Am nächsten Tag war ich wieder im Park. Pepik sah mir jetzt direkt in die Augen und ich erzählte von den grün-grauen Augen meiner Mutter, davon, wie leer sie waren, als ich anfing, ihr Kreise auf die Wangen zu malen. Das erste Mal war es im Krankenhaus gewesen, als ich sechzehn war. Sie hatte mir geschrieben. Aber ich war auf einer Party und hatte nicht aufs Telefon geschaut. Ich hatte viel getrunken, hatte Spaß gehabt. Um elf sah ich die Nachricht meiner Mutter. Ich setzte mich sofort ins Taxi, aber es war zu spät. Sie lag in ihrem Bett auf nassen Laken, aus ihrem Mund kamen kleine weiße Bläschen. Sie kam ins Krankenhaus, später in eine Klinik für sechs Wochen. Danach wurde es so, wie es davor gewesen war. Die gleichen Tage, die gleichen Nachrichten, die gleiche Angst vor ihren Nachrichten. Auch als ich auszog, studierte, später Arbeit hatte, war sie noch da. Ich ließ das Telefon nie lautlos, fuhr nach der Arbeit immer zu ihr. Alles war anstrengend, doch die Gewohnheit machte es leichter. Nur nicht die Angst. Die Männer, die ich liebte, verstanden nicht, wie schwer sie war, und trennten sich. Manche nach einem Jahr, manche nach einem Monat. Immer, wenn mich ein Mann verließ, dachte ich daran, dass Menschen sich verlieben müssen, und ich verliebte mich noch mal.

Noch während ich von meinen Männern sprach, summte mein Telefon. Eine Erinnerung. Ich musste wieder in das rote, graue Haus. Denn gleich war wieder Gruppenstunde. Wieder im Raum mit den

sechs großen Fenstern, die man nicht öffnen konnte, seitdem jemand gesprungen war. Die Stühle standen in einem schiefen Kreis. Die Wände waren glatt und gelb, drei Bilder hingen da gerahmt: Fotografien von Pferdeköpfen. Die Pferde starrten leer zu Seite, vielleicht so leer wie wir, die auf den Stühlen saßen, dachte ich. Es war die letzte Gruppenstunde mit Elif. Sie reiste morgen ab, zurück in ihre Wohnung, in ihre Stadt und in ihr Leben. Sie musste noch ein letztes Mal von sich erzählen, das wollte unser Arzt.

»Na gut«, sagte Elif, zog ihre dünnen, dunkelblonden Augenbrauen zusammen und sah dabei so aus, als würde sie einen schweren Koffer tragen. »Dann erzähle ich euch mal eine Geschichte ... Mein Vater hatte mir einen Hund geschenkt. Ich war gerade zwölf geworden, und er war klein und weiß, ein Bologneser-Mischling ...«

»Ich wollte auch immer einen Bologneser«, sagte Maria plötzlich, vielleicht nicht plötzlich, so war sie: sie sprach am liebsten über sich.

»Willst du? Oder soll ich weiter machen?«

Maria atmete laut aus.

»Ich nannte ihn Pin, so wie der Handy-Pin, versteht ihr?«

»Ja, ja«, sagte jetzt Thomas und schaute auf den Teppich, abwesend und gerührt, wie er so oft nach unten schaute. Mit diesem Blick hob er gewöhnlich etwas Zerbrechliches und Unsichtbares hoch. Das machte er mehrmals am Tag, doch was er da hochhob, das wusste niemand.

»Kann ich jetzt, Thomas?«, sagte Elif. Sie wartete natürlich nicht auf eine Antwort: »Mein Pin war anhänglich und freundlich. Wir brauchten nicht mal eine Leine. Ich nahm ihn immer nach der Schule auf meine Runde mit: zum Laden meiner Eltern und zurück. Sie hatten so einen Stand im Kaufland, da gab es Spezialitäten aus der Türkei, normale Sachen: Peperoni, Oliven, Fetakäse, den meine Mutter selber mischte. Sie machte mir jeden Tag einen Teller, so einen aus Styropor. Ich sollte es zu Hause essen, aber das Meiste gab ich Pin. So lief es. Immer. Dann kam der Sommer, Pin lebte seit einem halben Jahr bei uns, ich ging wieder zu meinen Eltern. Ich leinte Pin nie vor dem Kaufland an, er wusste, dass er warten musste. Aber als ich an diesem einen Sommertag mit meinem Teller aus dem Laden kam, war Pin verschwunden.«

»Nein!« Maria unterbrach Elif schon wieder.

»Doch! Meine Eltern machten sofort ihren Stand zu und suchten mit mir in der Stadt nach Pin.

Doch er war weg. Und nach drei Tagen – ich wollte wieder in den Park, um Pin zu suchen – öffnete ich die Tür und da saß er und jammerte. Aber ich wusste zuerst gar nicht, ob es Pin war. Denn sein Fell war nicht mehr weiß wie früher, es war fast schwarz. Die Locken waren Klumpen. Er zitterte. Ich schrie vor Glück. Wisst ihr, jeder kommt zurück!«

»Jeder?«, sagte der Arzt.

»Nein. Ich bin nicht blöd! Bashir ist tot. Er kommt nicht wieder. Aber Pin ist zurückgekommen. Er hat sogar selbst unser Haus gefunden.«

»Was ist aus Pin geworden?«, sagte Thomas.

»Wir wuschen ihn und küssten ihn, und alles war wie vorher. Das dachten wir. Doch das war falsch. Denn als mein Vater am selben Abend mit Pin zum Park gehen wollte, bewegte er sich nicht. Mein Vater nahm ihn auf den Arm und Pin schrie, bellte, er schnappte sogar nach meinem Vater. Er wollte nicht mehr vor die Tür. Wir schafften es irgendwann, Pin auf den Bürgersteig vor unser Haus zu setzen. Dreimal am Tag. Da machte er dann sein Geschäft. Er wurde aber immer runder, immer schwerer, nach einem Jahr war er so dick, dass er kaum noch laufen konnte. Dann starb er. Aber wir hatten es noch gut gehabt. Er war zurückgekommen. Das war das Wichtigste!«, sagte Elif und lächelte.

Ich hustete und schmeckte etwas Salziges und Warmes auf den Lippen. Ich weinte. Ich dachte an die Sache, an meine Eltern, an mein Leben. Ohne Elif auf Wiedersehen zu sagen, lief ich so schnell ich konnte in den Kurpark.

Pepik war nicht da. Ich setzte mich auf meine Bank, drückte die Lider fest zusammen, aber ich sah ihn nicht. Ich war jetzt so verloren, wie ich es vor zwei Wochen im Krankenwagen gewesen war. Das hatte ich Pepik nicht erzählt, erzählte es jetzt aber allen anderen Vögeln.

Ich lag im Krankenwagen, weil ich es selbst entschieden hatte, sagte ich.

Es war ein Samstag, es war nachts. Ich holte den Havanna Club aus der oberen Schrankwand in der Küche, die Flasche war noch voll. Ich mischte meinen Rum mit Zucker und trank ihn aus. Dann schrieb ich meiner Mutter, meinem Vater eine Nachricht, dachte dabei noch einmal an Samara, an unseren letzten Abend. Da war ich sieben gewesen: Ich kam zu spät zum Essen, denn ich war vorher in der alten, leeren Brotfabrik mit meinen Freundinnen. Wir spielten Krankenhaus, ich war die Patientin. Ich musste unsichtbare Pillen nehmen. Danach war ich gesund und ging. Ich wusste da noch nicht, dass ich einmal echte Tabletten nehmen würde, und meine Mutter auch. Zu Hause

gab es Tschebureki, und alle fünf Minuten klopfte es an unserer Tür. Die Gäste tranken, weinten, gingen, nahmen etwas mit: die Vasen, das Regal, die Töpfe, meinen Nymphensittich. Zwei Nachbarn aus dem Dritten trugen sogar das alte, schöne Sofa raus. Wir saßen auf dem Boden. Die Wohnung war jetzt leer und die orangefarbenen Tapeten hatten dort, wo vorher Bilder gewesen waren, dunkle Flecken. Mein Vater küsste meine Mutter. Sie tranken abwechselnd aus unserem letzten Kristallglas süßen Sekt, die anderen Gläser waren weg. Ich bekam auch einen Schluck. Dann war ich müde und meine Mutter malte mir die unsichtbaren Kreise auf die Wangen. Sie sagte: »Morgen haben wir ein neues Leben. Es wird schön, du wirst es sehen!« Mein Vater sagte: »Wir kommen ja noch mal zurück!« Ich glaubte ihnen und schlief ein.

Als ich über Samara und über die Lügen meiner Eltern schrieb, verdrehte sich die Schrift auf meinem Display. Es lag am Rum. Aber die Nachricht an meine Mutter, an meinen Vater hatte ich irgendwie verschickt. Danach setzte ich mich aufs Fahrrad, fuhr, ohne Licht anzumachen, über Straßen, über rote Ampeln. Ich wusste nicht, wohin ich fuhr, aber ich wusste, was ich wollte. Und es passierte. Das Auto fuhr nicht schnell, doch schnell genug. Ich kam im Krankenwagen zu mir. Es leuchtete metallisch weiß vor meinen Augen, um meinen Nacken hatte der Sanitäter Schaumstoff umgebunden.

An das Gesicht des Sanitäters konnte ich mich nicht mehr erinnern. Doch ich versuchte es und starrte auf den See. Auf einmal sah ich blasse Federn zwischen den vielen rosafarbenen. Es war Pepik. Er schlief versteckt hinter einem anderen Vogel. Ich lächelte und dachte an Elif, an ihren Hund, dann noch mal an den Sanitäter.

»Alles wird gut«, hatte er im Krankenwagen gesagt.

Er hatte nichts verstanden. Ich ging ins graue, rote Haus zurück.